

Émile Gaboriau
Die Affäre Lerouge

Émile Gaboriau

Die Affäre Lerouge

Ein klassischer Kriminalroman

Aus dem Französischen
von Erich Flonger

Anaconda

Die französische Originalausgabe erschien unter dem Titel »L'affaire Lerouge« zunächst als Fortsetzungsserie in der Zeitung, 1866 dann in einer Buchausgabe. Die vorliegende Übersetzung, herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Egon Flörchinger, erschien erstmals 1972 im Wilhelm Heyne Verlag in München. Orthografie und Interpunktion wurden unter Wahrung von Lautstand und grammatischen Eigenheiten für diese Ausgabe auf neue Rechtschreibung umgestellt.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

© 2026 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH, Neumarkter Straße 28, 81673 München
produksicherheit@penguinrandomhouse.de
(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Katja Holst, Frankfurt am Main
Umschlagmotiv: Adobe Stock: (DesignerThc)
Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7306-1634-5
www.anacondaverlag.de

I

Am 6. März 1862, zwei Tage nach dem Faschingsdienstag, erschienen fünf Frauen aus dem Dorf La Jonchère auf dem Polizeibüro in Bougival.

Sie erzählten, dass schon seit zwei Tagen eine Nachbarin, die Witwe Lerouge, vermisst werde, die ein kleines Haus allein bewohne. Vergebens hatten sie mehrmals angeklopft. Fenster und Türen waren fest verschlossen; es war unmöglich, irgendetwas wahrzunehmen. Diese Stille, das plötzliche Verschwinden einer Person, kam ihnen bedenklich vor. Etwas musste geschehen sein, und einschreiten konnte da nur die Polizei.

Bougival ist ein freundlicher Ort, der besonders von Seeleuten häufig besucht wird. Es gibt dort, wie überall, Betrüger unter den Leuten, doch von Verbrechen hört man selten. Auch wollte der Polizeikommissar anfangs dem Geschwätz der Frauen keine rechte Aufmerksamkeit schenken. Sie fingen jedoch immer wieder an, sodass er sich schließlich fügen musste. Er brach mit einigen seiner Leute und einem Schlosser auf, und folgte den Frauen nach La Jonchère, einem kleinen Dorf.

Die kleine Gesellschaft stand bald vor einem niedrigen Häuschen. Es bestand aus zwei Räumen zu ebener Erde und einem Speicher darüber. Ein schlecht gepflegtes Gärtchen schloss es ein, und eine niedrige, halb zerbröckelte Mauer umgab es.

Der Polizeikommissar stand vor der hölzernen Gittertür. Eine ganze Schar Neugieriger drängte sich hinter ihm.

»Niemand darf den Garten betreten!«, gebot er.

Er beorderte zwei Gendarmen zur Überwachung, rief den Schlosser zu sich und bat ihn, die Tür zu öffnen.

Dieser nahm sein Bündel Schlüssel und suchte nach einem passenden. Schon hatte er einen Dietrich im Schloss, als gerufen wurde: »Da ist der Schlüssel!«

Ein zwölfjähriger Junge brachte einen großen Schlüssel, den er im Graben gefunden hatte, herbei.

Der Schlüssel wurde ausprobiert, und er passte.

»Kein gutes Zeichen«, brummte der Polizist und trat ein, während die neugierige Menge sich kaum von den Gendarmen zurückhalten lassen wollte.

Leider hatten sich die Frauen nicht geirrt – das sah der Kommissar auf den ersten Blick. Im ersten Zimmer waren eine Kommode und zwei Schränke aufgebrochen und halb zerschlagen. In dem zweiten Zimmer, das als Schlafgemach diente, war die Unordnung noch größer. Es sah aus, als hätte ein Rasender alles durcheinander geworfen.

Am Kamin lag der Leichnam der Witwe Lerouge, mit dem Gesicht in der Asche. Die Haare waren verbrannt und auch das Gesicht zur Hälfte. Es war erstaunlich, dass das Feuer die Kleider nicht ergriffen hatte.

»Hätten sie nicht die arme Frau berauben können, ohne sie zu ermorden«, brummte der Polizist.

»Wo ist sie denn getroffen?«, fragte der Kommissar. »Ich sehe kein Blut.«

»Da zwischen den Schultern«, erwiderte der Polizist. »Zwei tüchtige Stöße. Sie muss sofort tot gewesen sein.«

Er beugte sich über den Leichnam und berührte ihn. »Der ist kalt. Mir scheint sogar, der Körper ist nicht mehr recht steif. Die Frau ist mindestens schon sechsunddreißig Stunden tot.«

Der Kommissar hatte sich an den Tisch gesetzt.

»Der Friedensrichter muss umgehend benachrichtigt

werden«, sagte er, »auch der Bürgermeister. Ferner muss sofort ein Kurier an das Kriminalgericht in Paris abgesendet werden – in zwei Stunden kann der Untersuchungsrichter hier sein. Unterdessen werde ich vorläufig alles aufnehmen.«

Es galt vor allen Dingen zu erfahren, wer diese Witwe Lerouge eigentlich war, wie sie lebte, mit wem sie verkehrte. So zahlreich auch die Zeugen waren, die über sie zu berichten wussten, so unbedeutend und unvollkommen waren ihre Aussagen. Die Ermordete war fremd im Dorf, sie war erst zwei Jahre zuvor mit einem großen Wagen voll Hausrat angekommen und hatte sich das einsame Haus gemietet.

Sie musste in ihren Fünfzigern sein, sah jedoch gut aus und erfreute sich bester Gesundheit. Niemand wusste, weshalb sie hierher gezogen war, da sie völlig allein lebte. Nur der Form ihres Häuschens nach, so schlossen die Frauen, komme sie aus der Normandie.

Von ihrem Gatten sprach sie nicht gern. Sie sagte, er sei bei einem Schiffbruch ums Leben gekommen. Nur einmal hatte sie gesagt: »Keine Frau war unglücklicher als ich in meinem Haus.« Und ein anderes Mal: »Das Neue reizt, mein Mann hat mich nur ein Jahr lang geliebt.«

Man hielt sie für reich und hatte den Beweis, dass es ihr an Geld nicht mangelte, denn sie pflegte gut zu essen und zu trinken, lud gute Freunde gern zu Tisch und bediente sie ausgezeichnet. Wenn man von ihrem Reichtum sprach, antwortete sie: »Ich habe kein bestimmtes Einkommen, aber was ich haben will, bekomme ich. Wenn ich mehr wollte, könnte ich auch mehr haben.«

Nie sprach sie von vergangenen Zeiten, obwohl sie gern plauderte. Man sagte, sie pflegte sich jeden Abend zu betrinken und dann schlafen zu gehen. Nur selten sah man

fremden Besuch bei ihr: nur einige Male eine alte Dame mit einem jungen Herrn, und einmal zwei vornehmere Herren, einen alten und einen jungen, die in einem herrschaftlichen Wagen kamen.

Sie habe nicht wieder heiraten wollen, obgleich sie einmal dazu Gelegenheit gehabt hatte, als ein Zimmermann, dem es an Geld fehlte, ihr den Hof gemacht hatte. Doch hatte man zwei fremde Männer mehrmals bei ihr gesehen. Der eine war jung und sah aus wie ein Angestellter von der Eisenbahn, der andere war ein starker Mann, in einer Seemansjacke, braun und verwildert anzusehen. Beide hielt man für ihre Liebhaber.

Das war ungefähr alles, was die Nachbarn über die Witwe Lerouge zu berichten wussten. Sie schien nicht besonders geachtet unter ihnen zu sein. Es hieß, sie rede oft sonderbar.

Es war eine mühsame Arbeit, aus dem Durcheinander der verschiedenen Aussagen und dem konfusen Gerede der Zeugen eine kurze Zusammenfassung zu machen. Der Polizeikommissar hatte sie eben beendet, als der Untersuchungsrichter, Monsieur Daburon, und der Chef der Sicherheitspolizei, Monsieur Gévrol, nebst seinem Gehilfen Lecoq ankamen.

Monsieur Daburon war ein ernster, stiller Mann mit sanften Zügen und einem fast wehmütigen Ausdruck im Gesicht. Sein zurückhaltendes Wesen, das nicht Kälte war, nahm für ihn ein. Trotz seiner jungen Jahre – er war ein starker Dreißiger – hatte er schon Bedeutendes geleistet in seinem schwierigen Beruf. Meist war es seiner unablässigen Tätigkeit, seinem klaren Auge und seinem feinen Gefühl vorbehalten gewesen, in dem bunten Gewebe von Tatsachen den rechten Faden zu finden, der zur Entlarvung des Täters führte.

Keiner verstand wie er die geringfügigsten Tatsachen zu sammeln, von dem Erforschten auf das noch Unbekannte zu schließen, und die so gemachten Entdeckungen in dem Brennpunkt einer klaren Erkenntnis zu sammeln. Mit unbarmherziger Logik verfuhr er sowohl gegen sich als gegen andere und wusste durch seine Schlussfolgerungen oft überraschend den rechten Punkt zu treffen.

Obwohl er so ganz besonders für sein Amt geschaffen schien und dasselbe mit der größten Gewissenhaftigkeit pflegte, lastete es doch immer schwerer und schwerer auf seinen Schultern. Die humane Empfindung, die den Grundzug seines Charakters bildete, lehnte sich immer häufiger gegen seine Aufgabe auf. Er fand keine Freude an der Schaustellung kriminalistischer Gewandtheit, er verschmähte jeden Kunstgriff, selbst die unschuldigste Täuschung widerstrebte ihm, um ein Geständnis herauszulocken. Seine Kollegen warfen ihm lachend vor, er suche die Schuldlosigkeit des Angeklagten und nicht sein Verbrechen aufzudecken und beuge selbst wehmütig das Haupt, wenn der Augenschein oder das Geständnis des Verbrechers jeden Zweifel verscheuche.

Der Chef der Sicherheitspolizei war ebenfalls ein berühmter Mann. Praktisch und scharfblickend ging er unerschütterlich auf dem Weg vorwärts, den er sich einmal vorgezeichnet hatte.

Dieser Gévrol trat ohne Furcht dem gefährlichsten Bösewicht gegenüber, gestützt auf seine Energie und eine außergewöhnliche Körperkraft. Eine Spur, die er entdeckte, verfolgte er mit der unerbittlichsten Beharrlichkeit, ein Gesicht, das er einmal gesehen, vergaß er nie wieder.

Sein Begleiter Lecoq, ein ehemaliger Sträfling, war ein schlauer Bursche, der über seinen Vorgesetzten lächelte.

Der Polizeikommissar begrüßte erfreut die Herren, denen er gern die Verantwortung für einen so schwierigen Fall überließ. Er setzte ihnen kurz auseinander, was er bisher in Erfahrung gebracht hatte, und las sein Protokoll vor.

»Sehr gut«, lobte der Richter. »Alles klar und deutlich, nur etwas haben Sie vergessen. An welchem Tag und zu welcher Stunde ist die Witwe Lerouge zuletzt gesehen worden?«

»Ich wollte eben darauf kommen. Am Abend des Faschingsdienstags; um fünf Uhr zwanzig Minuten. Sie kam von Bougival mit einem Einkaufskorb.«

»Steht die Stunde genau fest?«, fragte Gévrol.

»Vollkommen. Die beiden Nachbarn der Witwe Lerouge stiegen aus dem Omnibus von Marly, als sie auf dem Feldweg daherkam. Sie gingen ihr entgegen, sprachen mit ihr und begleiteten sie bis zu ihrer Tür.«

»Was hatte sie in ihrem Korb?«

»Das wissen die Zeugen nicht. Sie wissen nur, dass die Witwe zwei Flaschen Wein und eine Flasche Branntwein dabei hatte. Sie klagte über Kopfwahl und sagte, dass sie schlafen gehen würde, während sich an diesem Abend alle anderen unterhalten wollten.«

»Gut. Jetzt weiß ich schon, was wir suchen müssen«, sagte Gévrol.

»Glauben Sie?«, sagte Daburon.

»Das ist ganz klar, meine ich. Wir müssen den Mann in der Seemannsjacke finden, von dem vorhin die Rede war. Für ihn war der Branntwein bestimmt. Die Witwe erwartete ihn zum Nachtessen. Er wird auch nicht ausgeblieben sein.«

»Sie war schon alt«, entgegnete der Gendarm.

Gévrol sah ihn lächelnd an.

»Sie müssen wissen, lieber Freund, dass eine Frau, die Geld hat, immer jung und hübsch ist, wenn sie will.«

»Es ist möglich, dass etwas daran ist«, sagte der Untersuchungsrichter, »doch mich hat etwas anderes stutzig gemacht. Ich meine die Äußerung der Witwe: ›Wenn ich wollte, könnte ich mehr haben.‹ «

»Das finde ich auch auffallend«, gab der Kommissar zu.

Gévrol hörte nicht mehr weiter zu. Er hatte eine Spur, alles andere interessierte ihn wenig. Er blickte forschend in alle Winkel. Plötzlich wendete er sich wieder an den Kommissar.

»Mir fällt eben ein: Hat sich nicht am Dienstag das Wetter geändert? Wir hatten Frost seit vierzehn Tagen, doch an jenem Abend regnete es. Wann fing der Regen hier an?«

»Halb zehn Uhr«, antwortete der Gendarm. »Ich machte meine Runde, als mich ein plötzlicher Regenschauer überraschte.«

»Sehr gut«, sagte Gévrol. »Kam der Mann nach halb zehn, so mussten also seine Schuhe schmutzig sein, wenn nicht, so kam er früher. Das hätte man hier auf dem Fußboden genau unterscheiden können. Sahen Sie keine Fußspuren, Herr Kommissar?«

»Ich muss gestehen, dass ich nicht darauf geachtet habe.«

»Das ist schade!«

»Warten Sie, es ist noch nicht zu spät, um das zu erforschen – wenigstens in dem zweiten Zimmer, wo noch gar nichts angerührt worden ist. Lassen Sie uns hineingehen.«

Gévrol trat zuerst hinein, die anderen blieben hinter ihm auf der Schwelle stehen und übersahen so mit einem Blick den Schauplatz des Verbrechens.

In der Mitte des Zimmers befand sich ein Tisch, ein feines, weißes Tischtuch bedeckte ihn. Darauf stand ein schönes, geschliffenes Glas, ein Porzellanteller, ein Messer, eine Flasche Wein, die kaum angebrochen war, und eine Flasche Brantwein, von welcher fünf bis sechs kleine Gläschen getrunken sein konnten.

Zu jeder Seite des Fensters stand ein schön gearbeiteter Schrank von Nussbaumholz, beide waren offen, und ihr Inhalt – Kleidungsstücke und Wäsche – lag im Zimmer verstreut.

Ein Geschirrschrank neben dem Kamin stand offen, ein alter Schreibtisch mit einer Marmorplatte war aufgebrochen und zerschlagen.

Das Bett lag auf dem Boden, und sogar das Stroh war aus dem Strohsack herausgeholt worden.

»Keine Fußspur zu sehen«, sagte Gévrol, »er muss vor halb zehn Uhr gekommen sein. Wir können jetzt hineingehen.«

Er ging auf den Leichnam zu und kniete neben ihm nieder.

»Es war ein Meisterstich«, murmelte er, »der musste schon Übung haben. Die arme Närrin hat eben das Abendessen bereiten wollen, als sie den Stoß erhielt. Da liegen Schinken und Eier. Der Mörder hatte nicht die Geduld, das Essen zu erwarten, er musste es sehr eilig haben, dass er mit leerem Magen sein Vorhaben ausführte.«

»Augenscheinlich handelt es sich hier um Raub«, warf der Polizeikommissar ein.

»Es ist möglich«, antwortete Gévrol, »deshalb wird wohl auch nichts von Silber auf dem Tisch sein.«

»Sehen Sie, in diesem Schrank sind Goldstücke«, tief

Lecoq, der auf eigene Faust herumschnüffelte. »Es sind dreihundertzwanzig Francs.«

»Ist es möglich?«, rief Gévrol verblüfft.

Er ließ sich jedoch nicht von seiner Annahme abbringen.

»Er kann das Geld auch vergessen haben. Vielleicht störte man ihn auch. Es kann jemand an die Tür geklopft haben. Dass der Bösewicht das Licht ausgelöscht hat, spricht auch für diese Annahme.«

»Das beweist noch nichts«, entgegnete Lecoq. »Der gleichen Vorsichtsmaßregeln sind Gewohnheitssachen.«

Das ganze Haus wurde genau untersucht, doch nichts wurde gefunden. Alle Papiere der Witwe, falls sie welche besessen hatte, waren verschwunden.

Gévrol fluchte und brummte ärgerlich: »Der Halunke hat keine Vorsichtsmaßregeln vergessen. Aber ich werde ihn doch fassen. Bevor es Nacht wird, soll schon ein Dutzend von meinen Leuten auf Nachforschungen ausgesandt sein. Übrigens kann er uns nicht entwischen, denn er hat Silberzeug und Schmuck mitgenommen – das wird ihn verraten.«

»Trotzdem sind wir noch keinen Schritt weiter seit heute früh«, sagte Daburon.

»Man tut, was man kann«, brummte Gévrol.

»Wäre nur der alte ›Spürnase‹ hier!«, ließ sich Lecoq halblaut vernehmen.

»Was sollte der hier sehen, wenn wir nichts sehen«, rügte Gévrol mit strengem Blick.

Lecoq schwieg und blickte zur Erde, während er sich innerlich freute, dass er seinen Chef geärgert hatte.

»Wer ist denn dieser ›Spürnase‹?«, fragte der Untersuchungsrichter. »Ich glaube, ich habe diesen Namen schon gehört.«

»Das ist ein Teufelskerl!«, sagte Lecoq.

»Ein ehemaliger Beamter vom Versatzamt«, sagte Gévrol, »ein Kauz. Er heißt Tabaret und arbeitet aus Leidenschaft für die Polizei.«

»Und um sich nebenbei etwas zu verdienen«, sagte der Kommissar.

»Keine Spur«, entgegnete Lecoq. »Er ist so versessen auf seine Arbeit, dass er oft Auslagen dafür hat. Es ist sein Steckenpferd. Wir haben ihn ›Spürnase‹ genannt, weil er selbst immer von seiner feinen Nase gesprochen hat. Der hat schon manches entdeckt. Bei der Verhandlung gegen die Bankiersfrau war er es, der darauf kam, dass sie sich selbst bestohlen hatte, und er bewies es auch.«

»Das ist wahr«, sagte Gévrol. »Aber wenn es nach ihm ginge, wäre auch dem armen Schneider der Kopf abgeschlagen worden, der seine Frau ermordet haben sollte – und nachher doch unschuldig war.«

»Wir verlieren unsere Zeit«, mahnte der Untersuchungsrichter. Und zu Lecoq gewandt fuhr er fort:

»Holen Sie mir den alten Tabaret. Ich habe von ihm gehört, und es wäre interessant für mich, seine Tätigkeit kennenzulernen.«

Lecoq eilte triumphierend fort. Gévrol fühlte sich gedemütigt.

»Sie als Richter haben allerdings das Recht zu entscheiden, wessen Auskunft Sie für nützlich erachten; allerdings sollte ich doch meinen ...«, sagte er.

»Ereifern Sie sich nicht, Gévrol«, unterbrach ihn Daburon.

»Ich kenne Sie seit langer Zeit und schätze Ihr Können, nur sind in dieser Angelegenheit unsere Ansichten verschieden. Sie haben den Mann mit der Seemannsjacke ins

Auge gefasst, und ich bin überzeugt, Sie sind da auf der falschen Spur.«

»Ich glaube recht zu haben und hoffe, es beweisen zu können. Ich werde nicht eher ruhen, bis ich den Landstreicher gefunden habe.«

»Damit bin ich vollkommen einverstanden.«

»Ich möchte mir nur erlauben, dem Herrn Richter einen Rat zu geben.«

»Reden Sie.«

»Ich möchte Ihnen dem alten Tabaret gegenüber Vorsicht anraten.«

»Und warum?«

»Der Mann ist zu leidenschaftlich. Wie ein guter Schauspieler setzt er alle seine Kraft daran, einen Erfolg zu erzielen, durch seinen Scharfblick, seine Gewandtheit Beifall zu erringen, denn er ist eitel wie ein Pfau. Sobald er einem rätselhaften Vorgang gegenübersteht, wie wir heute, will er alles auf der Stelle erklären. Seine Fantasie arbeitet, er erfindet eine Geschichte, die sich genau an die gegebenen Tatsachen anschließt. Erzählen Sie ihm eine Tatsache, berichtet er Ihnen den ganzen Hergang des Mordes, als wäre er dabei gewesen; wie ein Gelehrter, der nach einem gefundenen Knochen das ganze Tier rekonstruiert. Er findet wohl zuweilen den Täter, aber er kann sich auch irren.«

»Gut, gut, ich werde es mir merken. Vor allen Dingen müssen Sie jetzt herausfinden, woher die Witwe stammte.«

Daburon wollte schon gehen, als ihm noch eine Krämerin aus Bougival und ein dreizehnjähriger Junge gemeldet wurden.

Die Krämerin wurde zuerst verhört. Sie hatte die Witwe Lerouge von ihrem Mann und ihrem Sohn sprechen hören.

»Wissen Sie gewiss, dass sie auch einen Sohn hat?«, fragte der Richter.

»So wahr ich lebe, sie sprach davon«, antwortete die Frau, »obgleich die Lerouge an dem Abend etwas betrunken war. Sie blieb damals wohl eine Stunde in meinem Laden.«

»Was sagte sie?«

»Ich sehe sie noch vor mir, wie sie sich über den Ladentisch beugte. Sie neckte sich mit einem Fischer aus Marly, den sie einen Süßwasserfisch nannte. ›Mein Mann war ein Seemann‹, sagte sie, ›und blieb ganze Jahre auf einer Reise aus. Immer brachte er mir Kokosnüsse mit. Ich habe einen Sohn, der ist auch Matrose und dient auf einem Kriegsschiff.‹ «

»Nannte sie nicht den Namen ihres Sohnes?«

»Sie erzählte, dass ihr Sohn Jacques heiße und sie ihn seit langer Zeit nicht gesehen habe.«

»Sagte sie ihrem Mann Schlechtes nach?«

»Das nicht gerade. Sie nannte ihn roh und eifersüchtig und sagte, er habe ihr das Leben schwergemacht, obwohl er sonst ein guter Kerl war, ein Schwachkopf, der wegen einer Kleinigkeit entsetzlich erregt werden konnte.«

»War ihr Sohn nicht bei ihr, solange sie in La Jonchère wohnte?«

»Davon sagte sie nichts.«

»Kaufte sie viel bei Ihnen?«

»Ungefähr für sechzig Francs monatlich, manchmal auch mehr, denn sie wollte immer alten Cognac. Sie bezahlte bar.«

Jetzt wurde der Junge vorgeführt. Er war groß für sein Alter, hatte einen klugen Blick und schien vor dem Richter keinerlei Scheu zu haben.

»Was willst du uns sagen, mein Junge?«, fragte der Richter.

»Ich habe am Faschingssonntag einen Mann an der Tür dieses Hauses gesehen.«

»Zu welcher Tageszeit war das?«

»Am frühen Morgen, als ich zur Kirche ging.«

»Gut. War der Mann groß und brünett, trug er eine Seemannsjacke?«

»Nein, Monsieur, er war klein und untersetzt, dick und alt.«

»Irrst du dich auch nicht?«

»Ich habe ihn genau gesehen, denn er hat mit mir gesprochen.«

»Erzähle mir das genau, mein Junge.«

»Als ich vorübergehen wollte, stand er an der Tür. Er sah wütend aus. Er war rot vor Zorn.«

»Er sprach dich an?«

»Ja. Er rief mich, und ich ging zu ihm. ›Kannst du gut laufen?‹, fragte er. Ich sagte, ja. Darauf sprach er weiter. ›Wenn das so ist, kannst du etwas für mich erledigen, ich gebe dir zehn Sous dafür. Du sollst bis zur Seine laufen. Du findest dort ein großes Boot, das am Kai liegt. Geh auf das Boot und frage nach dem Patron Gervais. Ihm sagst du, er könne alles zur Abfahrt bereit halten, ich sei fertig.‹ Darauf gab er mir die zehn Sous in die Hand, und ich lief fort.«

»Wenn alle Zeugen so wie dieser Junge redeten, wären Vernehmungen das reine Vergnügen«, murmelte der Kommissar leise.

»Jetzt erzähle, wie du deinen Auftrag ausgerichtet hast«, sagte der Richter.

»Ich stieg auf das Schiff und richtete dem Patron alles aus.«

Gévrol, der bisher gespannt zugehört hatte, beugte sich jetzt zum Ohr des Untersuchungsrichters.

»Dürfte ich dem Jungen einige Fragen vorlegen?«

- »Wie Sie wollen.«
- »Würdest du den Mann wiedererkennen, wenn du ihn sehen würdest?«
- »O ja, gewiss.«
- »Hatte er denn etwas Besonderes an sich?«
- »Sein rotes Gesicht.«
- »Sonst nichts?«
- »Ich wüsste nichts.«
- »Aber seine Kleidung – er trug keine Seemannsjacke?«
- »Nein, einen Mantel mit großen Taschen; aus einer schaute ein blaues Schnupftuch heraus.«
- »Was für eine Hose hatte er an, was für eine Jacke?«
- »Das weiß ich nicht. Mir scheint, er trug gar keine Jacke, oder doch ... nein, er hatte keine, aber ein Halstuch, das durch einen Ring gezogen war.«
- »Du bist nicht dumm, ich bin sicher, du kannst uns noch mehr Hinweise geben.«
- Der Junge blickte zu Boden und schwieg. Augenscheinlich strengte er sein Gedächtnis an.
- »Ja«, rief er plötzlich, »mir fällt noch etwas ein.«
- »Was denn?«
- »Der Mann trug sehr große Ohrringe.«
- »Bravo!«, sagte Gévrol, »da haben wir schon eine genaue Beschreibung. Wir werden den Mann ausfindig machen.«
- Daburon wendete sich wieder dem Jungen zu: »Weißt du vielleicht, was das Boot geladen hatte?«
- »Das weiß ich nicht, ich war nur an Deck.«
- »Fuhr es die Seine hinauf oder herab?«
- »Es lag vor Anker.«
- »Wenn das Schiff vor Anker lag, so werden die Leute in Bougival es gesehen haben«, sagte der Richter.

»Richtig«, erwiderte Gévrol. »Auch werden die Matrosen dort ins Wirtshaus gegangen sein. Ich werde Erkundigungen einziehen.«

2

Die beiden letzten Zeugenaussagen gaben Anlass zur Hoffnung, dass sich doch Licht in die Sache bringen ließe.

»Ich gehe nach Bougival, wenn es der Herr Richter für richtig befindet«, schlug Gévrol vor.

»Warten Sie noch«, entgegnete Daburon.

»Am Sonntagmorgen war der Mann hier. Erkundigen wir uns, was die Witwe Lerouge an diesem Tag getan hat.«

Drei Nachbarinnen wurden nacheinander verhört. Sie stimmten darin überein, dass die Witwe Lerouge den ganzen Tag im Bett gelegen habe. Der einen hatte sie auf ihre Frage, was ihr fehle, geantwortet, ihr sei in der Nacht etwas Schreckliches passiert. Sie habe aber dieser Äußerung keine Wichtigkeit beigemessen.

»Der Mann mit den Ohrringen wird immer interessanter«, sagte der Richter, als die Frauen fort waren. »Wir müssen ihn finden. Ich verlasse mich auf Sie, Gévrol.«

Lecoq kam außer Atem hereingestürzt.

»Tabaret ist schon da! Er wollte eben ausgehen, als ich ihn traf. Das ist ein Mann! Kaum hörte er von der Angelegenheit, wollte er schon auf der Stelle aufbrechen. Die Abfahrt des Zuges abzuwarten, dauerte ihm viel zu lang, er nahm einen Wagen, zahlte dem Kutscher ein beachtliches Trinkgeld, und da sind wir.«

Der Mann, der hereintrat, rechtfertigte durch sein Aussehen nicht die Erwartung des Richters. Klein, mager, etwas gebeugt, erschien er mit tiefer Verbeugung und einem unterwürfigen Lächeln im Gesicht.

Er war schon in den Sechzigern. Seine grauen Augen hatten keinen bestimmten Ausdruck; sie suchten dauernd herum. Spärliches Haar, eine aufgestülpte Nase und breit abstehende Ohren machten seine Erscheinung keineswegs attraktiver. Sein Anzug war tadellos sauber, und eine dicke goldene Uhrkette machte sich auf seiner Weste breit. Fast untertänig erkundigte er sich: »Der Herr Untersuchungsrichter hatten die Güte, mich holen zu lassen?«

»So ist es«, antwortete Daburon, und dachte bei sich, wenn das ein besonderes Genie ist, sieht man es ihm jedenfalls nicht an.

»Ich stehe dem hohen Gericht ganz zur Verfügung.«

»Vielleicht gelingt es Ihnen besser als uns, Indizien zu finden, die uns zur Entdeckung des Täters führen. Zuvor sollen Sie alles erfahren, was wir wissen.«

»Ich weiß schon genug«, unterbrach ihn Tabaret. »Lecoq hat mir unterwegs alles erzählt. Verlassen Sie sich auf mich. Ich ziehe gerne selbst die Erkundigungen ein, die ich brauche, um einen Eindruck aus erster Hand zu gewinnen. Man lässt sich allzu leicht von der Meinung anderer beeinflussen. Ich werde mit Lecoq zusammenarbeiten«, sagte er und ging hinüber in das zweite Zimmer.

Nach einer halben Stunde kam er plötzlich heraus und eilte hinaus auf die Straße. Nach einer Weile kam er wieder, lief wieder hinein, dann wieder hinaus. Er kam dem Richter vor wie ein Hund, der auf der Erde schnuppernd eine Spur sucht. Seinem Gehilfen Lecoq ließ er keine Minute Ruhe.